

Laibacher Zeitung.

Nr. 176.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzj. fl. 11, halbj. fl. 6.50. Für die Zustellung ins Haus halbj. 60 kr. Mit der Post ganzj. fl. 16, halbj. fl. 7.50.

Donnerstag, 3. August.

Insertionsgebühr: Für kleine Inserate bis zu 4 Zeilen 25 kr., größerer pr. Zeile 6 kr.; bei öfteren Wiederholungen pr. Zeile 3 kr.

1876.

Ämtlicher Theil.

S. I. und I. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschliebung vom 26. Juli d. J. dem im Handelsministerium in Verwendung stehenden Oberingenieur Franz Kziha in Anerkennung seiner verdienstlichen Thätigkeit im Eisenbahnbaufache das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens allergnädigst zu verleihen geruht.

Nichtamtlicher Theil.

Wien, 31. Juli.

Ausweis

über den Stand der Rinderpest in den im Reichsrathe vertretenen Ländern in der Zeit vom 24. bis 31. Juli 1876.

Ausgebrochen ist die Rinderpest in obiger Zeit in keinem Orte dieser Länder.

Dieselben erscheinen somit am 31. Juli d. J. frei von Rinderpest.

Oesterreich und die Schließung des Hafens von Klei.

Die Aufregung, welche sich der Pforte wegen der Schließung des Hafens von Klei bemächtigt hat, ist noch nicht beschwichtigt. Wegen der allerdings ungünstigen Konsequenzen dieser Maßregel für die türkische Kriegführung in der Herzegowina wäre die üble Laune der Pforte vollkommen gerechtfertigt, wenn nicht durch die zwischen der Türkei und Oesterreich bestehenden Verträge die Haltung dieses letzteren noch gerechtfertigter wäre. Die ganze Angelegenheit — so äußert sich ein Artikel der „Vol. Corr.“ über diese Frage — ist seit dem Jahre 1703 durch einen Vertrag geregelt. Zu dieser Zeit setzten die Republik von Venedig und der Großherr ihre betreffenden Rechte auf das Gebiet und die Gewässer von Klei im gemeinsamen Einvernehmen fest. Nach dem Sturze des ersten französischen Kaiserreiches, welches Dalmatien durch einige Jahre seiner Herrschaft unterwarf, trat Oesterreich in den Besitz dieses Striches, und seitdem haben verschiedene Verträge sein Recht begründet. Es genügt hervorzuheben, daß im Jahre 1853 infolge der Mission des Fürsten von Leiningen nach Konstantinopel zwischen beiden Mächten ein Uebereinkommen erzielt wurde, wonach der Hafen von Klei als „maro clausum“ endgiltig definiert wurde. Durch dieses Uebereinkommen wurde Oesterreich formell von der Pforte das Recht zuerkannt, diesen Hafen den türkischen Schiffen zu verschließen. Bei verschiedenen Anlässen, namentlich in den Jahren 1857, 1861, 1862, 1863 und 1866 bekräftigte die Pforte neuerdings dieses

Recht Oesterreichs zur Schließung des Klei Hafens, indem sie in Wien die Ermächtigung ansuchte, dort Truppen auszuschießen. Es ist demnach unbestreitbar, daß der Hafen von Klei nicht der Türkei gehöre, daß diese Macht in keinerlei Weise das Recht zur Einfahrt und Stationierung ihrer Schiffe in diesen Hafen besitze und daß, wenn in letzterer Beziehung von Oesterreich mehrfach die Erlaubnis gegeben wurde, dies lediglich aus Gefälligkeit und aus keinem anderen Grunde geschah.

Der Grund, welcher Oesterreich bestimmt hat, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, ist durch die Lage angedeutet, in welcher sich diese Macht gegenüber ihren slavischen Unterthanen befindet. Die Sympathien dieser letzteren für ihre gegen die Türken kämpfenden Stammesgenossen sind nicht gerade platonischer Natur und begründen für Oesterreich besondere Pflichten. Die Beziehungen guter Nachbarschaft zwischen den Mächten dürfen nicht so weit gehen, um es auf eine Gefahr der Störung des öffentlichen Friedens ankommen zu lassen. Oesterreich kann nicht seine innere Ruhe opfern, um der hohen Pforte gefällig zu sein.

Zum Ueberflusse sei bemerkt, daß die türkische Regierung selbst aus den alten Verträgen Anlaß genommen, um gegen Griechenland gerade so vorzugehen, wie Oesterreich in diesem Momente handelt. Hier ist die Antwort, welche Ali Pascha am 22. März 1871 auf eine Protestation des griechischen Gesandten wegen der türkischen Weigerung, die griechischen Schiffe in den Golf von Arta einlaufen zu lassen, erteilt hat: „Was den Kern der Frage betrifft, so glauben wir uns nach den Bestimmungen des internationalen Rechtes und der von anderen Nationen beobachteten Praxis zu benehmen, wenn wir von dem Rechte Gebrauch machen, Kriegsschiffen die Einfahrt in den Golf von Arta zu gestatten oder zu verweigern.“ Hierauf citierte Ali Pascha den § 40 des Völkerrechtes von Martens und fügte hinzu: „Mit Hilfe dieser Bestimmung und ihrer Praxis werde ich Ew. Excellenz in Erinnerung bringen, was an den Küsten von Klei und der Sutorina vorgeht. Die beiden Ufer der türkischen Küste gehören Oesterreich, die türkischen Schiffe können ohne Erlaubnis dieser Macht dort nicht einfahren, und dieses Verbot erstreckt sich selbst auf die Handelsschiffe.“ Das gute Recht Oesterreichs in dieser Frage ist demnach weit über die Gebühr festgestellt.

Der Landtagschluß in Baiern.

Der feierliche Schluß des bayerischen Landtages, der heuer bekanntlich eine so stürmische Session hatte, ist am 29. v. M. nachmittags durch den Prinzen Euitpold als Bevollmächtigten des Königs im Sitzungssaale der Abgeordnetenlammer mit dem üblichen großen Ceremoniel erfolgt. Wie wir einem der „N. Fr. Pr.“ hierüber zugehenden Berichte entnehmen, waren hiebei

nur 13 Abgeordnete und 52 Reichsräthe, dann die Staatsminister und einige andere Beamte zugegen. Nachdem der Landtagsabschied verkündet war, erklärte Prinz Euitpold im Namen des Königs den Landtag für geschlossen. Der Präsident der Kammer der Reichsräthe, Graf von Stauffenberg, brachte auf den König ein dreimaliges Hoch aus.

Aus dem königlichen Landtagsabschiede dürften folgende Stellen hervorgehoben sein: „... Gegenüber den Beschlüssen des Landtages hinsichtlich der Frage der Reorganisation des forstlichen Unterrichtes, sowie der postulierten Erigenz für den obersten Schulrath und für eine fünfte Lateinschule an den humanistischen Gymnasien wollen wir unser Recht, das Unterrichtswesen nach Maßgabe der Bedürfnisse desselben zu organisieren, ausdrücklich vorbehalten haben. ...“ „Die an uns gestellte Bitte, den pragmatisch angestellten Beamten die für sie in den einzelnen Special-États vorgesehene Gehaltsmehrung als Bestandtheil ihres pragmatischen Gehaltes bewilligen zu wollen, werden wir gewähren.“ „Bezüglich der an uns gebrachten Bitte: die Central-Forstlehranstalt in Aschaffenburg als Fachschule (Forst-Akademie) zu belassen und zweckentsprechend zu reorganisieren, verweisen wir auf § 40 unseres Landtagsabschiedes vom 15. April 1875.“ (In diesem Abschiede heißt es, daß die Bitte weiterer Würdigung unterstellt werden soll.) ... „Wir erkennen mit Zufriedenheit an, daß die Kammern sowohl für den ordentlichen Staatshaushalt, als auch für die außerordentlichen Militär-Bedürfnisse entsprechende Fürsorge getroffen haben. Das bereitwillige Entgegenkommen, welches die Kammern des Landtages bei der durch die veränderte Münzwährung veranlaßten neuen Feststellung der Civilliste bekundet haben, ist uns ein erfreulicher Beweis treuer Gesinnung und bewährter Anhänglichkeit, welchem Gefühle wir hiemit gerne Ausdruck geben. Lebhaft bedauern wir dagegen, daß dem Beamtenstande die Verbesserung seiner materiellen Lage nicht in dem Maße zu theil geworden ist, in welchem dieselbe von unserer Staatsregierung in Vorschlag gebracht wurde. Wenn auch der Widerstreit der Meinungen in der Kammer der Abgeordneten große Schwierigkeiten bereitet hat und selbst auf die Form einiger Reden nicht ohne Einfluß geblieben ist, so glauben wir doch in dem Gedanken Beruhigung finden zu können, daß die allseitig zum Ausdruck gelangte Liebe zum Vaterlande auch die heftigsten Gegensätze zu mildern imstande war. Möge diese alte Tugend unseres Volkes stets und immer mehr ihre unbefiegbare Kraft bewahren zum Wohle des weiteren und engeren Vaterlandes, auf dessen Blüte und Gedeihen unsere heftigsten Wünsche gerichtet sind. Wir schließen die gegenwärtige Versammlung und bleiben unseren Lieben und Getreuen mit königlicher Huld und Gnade gewogen.“

Es sind das die in jedem Landtagsabschiede üblichen Schlußworte, deren Bedeutung aber diesmal durch das Vorausgehende, durch welches die königliche Unzufrieden-

Feuilleton.

Der Tensels-Capitän.

Roman von J. Steinmann.

(Fortsetzung.)

Etienne lächelte ironisch.

„Allerdings, mein Freund, wäre es so, wenn nicht der Wille Ihres verstorbenen Vaters es anders bestimmt hätte.“

Graf Bertrand verlor etwas die Farbe.

„Wie — wie meinen Sie das?“

„Errathen Sie das nicht?“

„Nein, wie könnte ich —“

„Ich sprach natürlich von einem Testamente. Es existiert ein solches.“

„Von meinem Vater?“

„So ist es.“

„O, das ist nicht möglich. Sie täuschen sich.“

„Keineswegs. Ich würde Ihnen nichts davon gesagt haben, ständen Sie nicht auf dem Punkte, sich zu vermählen. Ich halte es für recht, daß Ihre neue Familie die Schulden Ihrer Vergangenheit und Ihre Verpflichtungen für die Zukunft kennt.“

„Mein Vater,“ sagte Bertrand in gereiztem Tone, „war mehr als irgend jemand auf den Glanz seines Namens stolz. Hätte er gethan, was Sie behaupten, so würde er die Principien seines ganzen Lebens verleugnet haben.“

„Sie kannten Ihren Vater nicht so gut, wie ich,“ sagte Etienne. „Er liebte seine beiden Söhne mit gleicher Zärtlichkeit und wollte, daß sie das Vermögen und die Ehre seines Hauses theilen sollten.“

„Ah, Sie scheinen in dieser Hinsicht sehr genau unterrichtet,“ murmelte Bertrand.

„Ich bin es, sonst würde ich nicht so bestimmt sprechen.“

„Sie kennen also das Testament?“

Etienne blickte ihn fest an und nickte.

„Ja, ich kenne es.“

„Bertrand biß sich auf die Lippen.“

„Und wo hat mein Vater das Testament deponiert?“ fragte er mit leisem Beben der Stimme.

„Er hat es in meine Hände gelegt,“ entgegnete Walton kalt.

Der Graf fuhr zurück. Er murmelte etwas zwischen den Lippen, was wie ein Fluch klang, von den anderen aber nicht gehört wurde.

Anna, welche Zeuge dieses Gespräches war, sah ihren Verlobten kopfschüttelnd an.

„Wie, Herr Graf,“ sagte sie, „sollten Sie die Handlungsweise Ihres edlen Vaters nicht für gerecht und billig halten?“

Bertrand suchte seine innere Wuth zu verbergen. Er nahm die Maske des Heuchlers vor.

„Behüte der Himmel, mein Fräulein. Mein Vater hielt große Stücke auf Herrn von Walton und wußte, daß er ihm mit ganzer Seele ergeben war. Ich habe jetzt nur noch den Wunsch, daß mein verlorener Bruder

zurückkehrt. Selbst wenn ich ihm die Hälfte meines Vermögens überlassen müßte, bleibe ich doch noch reich genug, um Ihnen eine glückliche Zukunft zu sichern, die Sie mit Recht erwarten können.“

Etienne berührte leicht die Schulter des Grafen. „Wohl gesprochen, mein Freund. Ich sehe, Sie sind bereit, als Ehrenmann zu handeln.“

Er stand auf, um sich zu verabschieden.

Bertrand hielt ihn zurück und führte ihn zur Seite.

„Noch ein Wort, mein theurer Freund,“ sagte er leise.

„Gut, sprechen Sie.“

„Wo befindet sich jetzt das Testament meines Vaters?“

„Weshalb begehren Sie das zu wissen?“

„Nur aus Neugierde. Sollte es mir nicht erlaubt werden, Einsicht davon zu nehmen?“

Etienne drohte ihm mit dem Zeigefinger.

„Nehmen Sie sich in Acht, Bertrand? Sie zweifeln an meinem Worte.“

„Nein, nein Sie irren sich.“

„Es gibt in dem Testamente noch etwas anderes, als die Geldfrage.“

„Und was könnte das sein?“

„Ein schreckliches Bekenntniß.“

„Schrecklich! für wen? Für mich?“ rief der Ge-

heit mit der Kammer, respective der ultramontanen Kammer-Fraction, genügend documentiert ist, wesentlich abgeschwächt wird. Die Verkündung des Landtagsabschiedes hat denn auch auf die Herren einen sichtbar tiefen Eindruck nicht verfehlt; sie verließen den Sitzungssaal in größter Verstimmung. Dazu kommt noch, daß die Partei in der letzten Zeit große innere Kämpfe zu bestehen hatte, wie sich dies namentlich aus einer, aus der Partei selbst stammenden Correspondenz der klericalen Donau-Zeitung ergibt, in welcher sehr viel über den Wankelmuth Einzelner geklagt und versichert wird, „daß die patriotische Mehrheit bereits von einer inneren Fäulnis befallen ist, die, wenn die Kammer inzwischen nicht aufgelöst werden sollte, für die Folgezeit ihre schlimme Wirkung nach sich ziehen muß. Die Einigkeit würde ohnedies schon bei mehreren Fragen in die Brüche gegangen sein, wenn nicht die Entschiedensten unter den Patrioten die Wankenden mit dem Hinweis auf die große Verantwortlichkeit gegenüber ihren patriotischen Wählern zur Programmtreue lebhaft ermahnt hätten.“

Vom Kriegsschauplatz.

31. Juli.

Ueber den „Sieg“ der Montenegriner bei Brbica liegt heute in der „Pol. Corr.“ bereits ein ausführlicher telegraphischer Bericht aus Ragusa vor. Derselbe giebt, daß der Erfolg der Czernagorzen ein rein zufälliger war, ferner daß die Montenegriner nur deshalb die Offensive ergriffen, um aus der gefährlichen Umarmung zu gelangen, welche von der einen Seite Mulkhar Pascha, von der anderen Selim Pascha ihnen zugesandt hatten. Die Montenegriner waren beinahe schon umzingelt, doch wurde die gefährliche Operation, wie es scheint, nicht präcise genug ausgeführt. Mulkhar Pascha kam zu spät, Selim Pascha marschierte zu schnell, und so wurde das Corps des letzteren von den Montenegrinern arg mitgenommen. Die letzteren sahen sich gezwungen und konnten sich, allerdings auch mit großen Verlusten, durchschlagen. Darin besteht der Erfolg Nikola's. Daß er nicht gänzlich vernichtet ward — das legt er als glänzenden Sieg aus. Diese sanguinische Auffassung des Fürsten Nikola entspricht vielleicht seiner traurigen Situation, welche ihn veranlassen mag, jeden Augenblick, den er noch länger auf dem Kriegsschauplatz mit heiler Haut zubringt — als gewonnen zu betrachten. Die Durchschlagung der Montenegriner hat die strategische Situation in nichts geändert, sondern bloß dem Fürsten Nikola eine Frist gewährt. Der Bericht lautet in der „Pol. Corr.“:

Die Schlacht bei Brbica oder Bučjibol, wie sie die Montenegriner nennen, ist die treffendste Illustration des herzegowinisch-montenegrinischen Krieges. In den Kriegen der von tüchtigen Strategen geleiteten europäischen Heere ist fast alles Gegenstand der Berechnung; in diesem hingegen ist es das Glück und die Tapferkeit der Einzelnen und der Gesamtheit, durch welche zum größten Theile der Gang der Ereignisse bestimmt wird.

Der Rückzug der Montenegriner von Nevesinje, welche — so behaupten die Türken — mit Leichtigkeit Mostar hätten occupieren können, und der als ein schwerer Fehler dem Fürsten Nikola zugeschrieben wird, schien ein solches Unglück, daß es allenthalben im montenegrinischen Lager bereits hieß, es würden Friedensverhandlungen eingeleitet werden. Dieser Rückzug wäre den Montenegrinern auch verhängnisvoll geworden, wenn Mulkhar Pascha sich an die einfachsten Regeln der Kriegskunst gehalten und die Montenegriner nicht aus den Augen gelassen hätte. Es war seine Absicht, ihnen den

Rückzug nach Montenegro abzuschneiden und in dieses Land einzufallen; allein durch diesen Plan, der übrigens schlecht ausgeführt wurde, weil er hierzu auch über eine größere Truppenzahl hätte verfügen müssen, verlor er selbst alles.

Die Montenegriner schlugen den kürzesten Weg auf ihrem Rückzuge ein, während die Türken in paralleler Richtung und in einer Entfernung von einer halben Stunde von denselben marschierten, ohne daß die einen von den anderen Kenntnis hatten. Mulkhar Pascha ging von der Annahme aus, daß er nur mit einem Theil der montenegrinischen Streitkräfte zusammenstoßen würde und daß Belo Pavlović und noch andere Wojwoden zurückgeblieben wären. Anstatt dessen vereinigten sich alle montenegrinischen Abtheilungen mit einer unglaublichen Schnelligkeit, als Selim Pascha eintraf, um sie in der Flanke anzugreifen. Er traf viel früher auf dem Kampfplatze ein als Mulkhar Pascha; seine Truppen wurden deshalb umzingelt und durchbrochen und er selbst getödtet. Diesem ersten Angriffe folgte ein solches Gemetzel, wie man es sich nicht leicht vorstellen kann. Eine große Zahl von türkischen Offizieren, unter welchen auch noch ein Pascha und zwei Oberste waren, wurden niedergemacht. Mulkhar Pascha ist übrigens nicht verwundet worden. Einige sagen, daß er sich gestern früh in Trebinje befand, um etwas Truppen zu sammeln; andere ließen ihn in Mostar sein. Als das wahrscheinlichste gilt, daß er mit dem Reste seiner Armee in Bilek eingeschlossen sei und von den Montenegrinern blockiert werde.

Inbetreff der Verluste behaupten die Türken, acht Bataillone gerettet zu haben. Daß die Montenegriner Sieger blieben, haben sie außer ihrer Tapferkeit auch dem Umstande zuzuschreiben, daß sie in ihrer traditionellen Weise fochten und auf jede Taktik und Strategie der großen Heere verzichteten.

Wenn die Montenegriner diesen Sieg nicht auszunützen suchen, so wird der gegenwärtige Krieg eine getreue Copie des langwierigen herzegowinischen Insurrectionskrieges werden, in welchem es fortwährende Schlachten gab, ohne Erfolg auf einer der beiden Seiten.

Ueber das am 24. Juli stattgefundene Gefecht bei Doljane an der Moraca und bei Medun gegen die Rußien werden noch folgende Details gemeldet:

Die montenegrinische Truppe des Marko Miljanović schlug und zerstreute die Türken, verfolgte sie bis Cijevne, steckte die Ortschaft Lopari und zwei andere Dörfer in Brand und machte große Beute. Die Rußianer und Subodnjaner zertraten über 200 Feinden die Köpfe, da das Abschneiden derselben nicht gestattet war. In diesem Gefechte, in welchem mehrere hundert Türken fielen, wollten die Montenegriner bloß 10 Tödtte gehabt haben — darunter den Fahnenführer der Bjelo Pavlović — und 20 Verwundete. Bei Medun blieben 200 Albanesen, welche die Montenegriner von ihrer Abtheilung abschnitten. Zwei Rußianer-Dörfer unterstützten die Montenegriner und man hofft, daß alle Rußianer die Partei Montenegro's ergreifen werden. Von den jenseits der Grenze ansässigen Rußianern sind bloß die Orthodoxen mit den Montenegrinern. Die Türken müssen trachten, sich dieselben zu unterwerfen, weil sie sonst nicht vor den Malisoren sicher wären.

Wie aus Semlin gemeldet wird, ist heute der russische Generaladjutant R. Fadejeff nach Belgrad abgegangen; in seiner Gesellschaft befanden sich mehrere russische Generalstabsoffiziere. Fadejeff reist nach Belgrad infolge des Ablebens seines Freundes Scharif, die Offiziere sollen als Freiwillige in die serbische Armee eintreten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sich auch der General auf den Kriegsschauplatz begeben wird, um den actualen Zustand der serbischen Armee kennen zu lernen, um die verschiedenen Kreise in der Czarenstadt hierüber eingehend zu unterrichten.

Aus Badovinec, 30. Juli, meldet ein Special-Correspondent: „Ich habe das Hauptquartier der Drina-Armee besucht, das Lager besichtigt, mit allen serbischen Corpscommandanten Rücksprache gepflogen und habe den Eindruck gewonnen, daß die serbische Armee hier vorläufig eine defensive Haltung beobachtet. Die Truppen lagern auf bosnischem Boden und durchstreifen das Land in weiter Ausdehnung, so daß das Dreieck zwischen Brčka-Palanka, Bjelina und Rača im Besitze der Serben ist, welche an den Landesproducten ausreichende Verpflegung finden. Die Türken, vom Save-Ufer abgeschnitten, sind gezwungen, auf unwegsamen Gebirgsstraßen ihre Verpflegung zu vermitteln.“

Der Aufstand im Kaukasus.

Die Nachricht der wiener Blätter, im Kaukasus sei ein Aufstand ausgebrochen und ständen 70,000 bis 80,000 Mohamedaner unter Waffen, bedarf noch sehr der Bestätigung. Jedenfalls ist dieselbe sehr übertrieben, der Zifferansatz wenigstens überspannt.

Bei einer Bevölkerung von 5 Millionen Seelen, von denen nur 2 1/2 Millionen dem mohamedanischen Glauben angehören, ist nicht anzunehmen, daß 80,000 Mann sich wie mit einem Schlage einer Erhebung anschließen werden, selbst nicht in dem Lande eines Schamyl. Aber immerhin verdient das Gerücht einige Beachtung; dies umsomehr, als gleichzeitig aus Indien

wie aus dem Norden von Afrika gemeldet wird, daß sich der Fanatismus des Islam zu regen beginne.

Aber wie die Versicherung, in Indien ständen 150,000 Mohamedaner bereit, den Türken in Europa zu Hilfe zu eilen, auf die Erfindung eines phantastischen Sosta in Konstantinopel zurückzuführen sein dürfte, so wol auch die Nachricht von dem Massenaufstande im Kaukasus. Und die Glaubwürdigkeit dieser Meldung wird auch dadurch nicht gehoben, daß Armeenier in Konstantinopel den Redacteur eines Blattes, welches die Nachricht in scharfen Ausdrücken dementiert hatte, in das Gefängnis gebracht haben sollen. Vielleicht lag der Anlaß dazu in einer anderen Ursache.

Etwas anderes wäre es, wenn England dabei seine Hand im Spiele hätte und sich des Islam bedienen wollte, um Rußland die Früchte seiner Eroberungen in Central-Asien zu entreißen. Aber davon verlautet noch nichts; umsomehr ist erst die Bestätigung der Nachricht abzuwarten.

Zur Genesis der bulgarischen Insurrection.

Ein Berichterstatter des „Levant Herald“, der die Bulgarei durch längere Zeit bereist und Land und Leute daselbst kennen gelernt hat, gibt über die Genesis des bulgarischen Aufstandes nachstehende Schilderung:

„Der bulgarische Aufstand ist kein plötzlich improvisiertes Werk, sondern aus langer Hand vorbereitet und durch eine unermüdliche Arbeit, vermittelt vielfacher schlauer Combinationen zu einiger Bedeutung hinaufgeschraubt worden. Lange lebte das Volk geduldig, arbeitsam, mäßig, mit einfachen Sitten und ruhig unter der türkischen Herrschaft. Die Geistlichkeit konnte, so lange sie vom griechischen Patriarchate Konstantinopels abhing, in der revolutionären Richtung nicht als wirksam erscheinen. Darum schuf man eine nationale, autonome bulgarische Kirche. Der Geist der Unabhängigkeit wurde den Schulen durch Lehrer beigebracht, welche größtentheils in einer zu Odeffa eingerichteten bulgarischen Schule auf Kosten der russischen Regierung erzogen worden waren, wo die jungen Leute in die Theorien des Panславismus und die Mythen der verschiedenen Comités von Rußland und Prag eingeweiht wurden. Daneben durchliefen Emissäre unter allen Verkleidungen das Land und predigten die Idee eines großen slavischen Reiches unter der Hegide des allmächtigen Rußland. Um die Geister in Aufregung zu erhalten und Anführer zu bilden, versuchte man von Zeit zu Zeit kleine Revolten, deren Richterfolg man voraussehen konnte, welche aber dazu dienten, die Leidenschaften, den Haß und die Hoffnungen zu nähren. Im letzten Februar erschienen zahlreiche Emissäre in den verschiedenen Districten des Balkans; sie sollten das Volk aufheizen, von der Regierung ausgeübte Bewilligungen zu verlangen, die nur zuerkannt werden könnten unter Aufgabe aller Autorität und Souveränitätsrechte. Zu gleicher Zeit wurden heimlich eine Masse Waffen, Dank der Sorglosigkeit Mahmuds, eingeführt. Aber erst die wachsenden Verwicklungen mit Serbien und Montenegro und die Entblößung Bulgariens von Truppen reisten den Ausbruch, zu dem man trefflich organisiert war, zur That heran. Zwanzig Militärbeamte wurden in die verschiedenen Districte gesandt, und seit März beschäftigte man sich mit der Organisation der Cadres einer zukünftigen revolutionären Armee. Die bei den Aufständischen gefundenen Papiere, die sich jetzt zu Adrianopel, Philippopel, Slomania u. s. w. befinden, wo die außerordentlichen Untersuchungstribunale errichtet worden sind, beweisen, daß der Insurrectionsplan durch Männer von großem Wissen und großer administrativer und militärischer Erfahrung ausgearbeitet worden sein muß, von Männern, die gewiß nicht aus der so wenig aufgeklärten und unterrichteten Bevölkerung Bulgariens hervorgegangen sind, und welche die Vorsicht gehabt haben, ihren Namen nicht aufs Papier zu setzen, sondern Briefe, Befehle und Reglements mit den Worten zu zeichnen: „Diejenigen, die Ihr kennt!“ wozu sie das Siegel des Centralcomité's setzten, ohne nähere Ortsbezeichnung, während die von Bulgaren ausgegangenen Papiere deren Namen tragen.“

Politische Uebersicht.

Kaisers, 2. August.

Nachrichten aus Pancova zufolge haben die ungarischen Behörden dort einen der Hauptherde omiladinistischer Umtriebe aufgedeckt. Bei dem oft genannten Intimus Miletic, dem Advocaten Svetozar Kasapinovic, welcher am 30. v. M. in Pancova verhaftet wurde, sollen nemlich Papiere vorgefunden worden sein, aus welchen sich weitverzweigte Verbindungen unter den serbischen Nationalcomités ergeben. Kasapinovic war am Donnerstags aus Karlovic, wo er im Ausschusse des serbischen Kirchencongresses dessen schnelligste Einberufung — wenngleich vergeblich — beantragt hatte, in Semlin eingetroffen, hatte dort Besprechungen gepflogen und sich am Freitag nach Pancova begeben. Samstag erhielt Obergespan Stanic eine kiffrierte Depesche mit der Weisung, im Einvernehmen mit dem Staatsanwalt die Verhaftung Kasapinovic's, der seit der Festnehmung Miletic's dessen Führerrolle übernommen habe, vorzunehmen. Die Verhaftung und die Hausdurchsuchung erfolgte hier-

„Allein, wenn Sie plötzlich sterben sollten, Etienne,“ fragte Bertrand, „was würde aus diesem Testamente werden?“

„O, quälen Sie sich darum nicht. Ich habe auch das vorgeesehen.“

Bertrand sah Herrn von Walton unentschlossen an, schien aber dann noch weitere Fragen stellen zu wollen. Allein letzterer kam ihm zuvor.

„Mein Freund,“ sagte er, Bertrands Hand ergreifend, „alles was ich Ihnen erzählte, ist nicht ohne Absicht geschehen. Sie stehen einem verhängnisvollen Momente nahe. Ehe ich Ihnen die Thatfachen enthüllte, wollte ich sehen, was von Ihrem Herzen zu hoffen oder zu fürchten sei. Ich weiß jetzt, woran ich bin.“

„Und wann werde ich alles erfahren?“ fragte Graf Bertrand, indem er seine innere Angst zu verbergen suchte.

„Sie sollen morgen hören, wie wunderbar die Wege der Vorsehung sind. Ich hoffe und wünsche, daß wir uns verständigen werden.“

„O, gewiß, ich weiß ja, daß Sie wahrhaft mein Freund sind, Etienne.“

„Ich bin der Freund jedes Mannes, der edel und ehrenhaft fühlt und handelt,“ erwiderte Herr von Walton ernst.

Bertrand schlug wider Willen die Augen zu Boden.

„Also morgen?“ fragte er.

„Ja, und zwar in meiner Wohnung. Um zehn Uhr erwarte ich Ihren Besuch.“

„Ich werde kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

auf Sonntag halb 4 Uhr morgens. Rasapinovic stellte die Frage, weshalb er verhaftet werde, fügte sich aber schließlich. Derselbe wird nach Pest gebracht. Pancovaeer Telegramme stellen im Zusammenhange mit dem Ergebnisse der Hausdurchsuchung bei Rasapinovic weitere Verhaftungen in Aussicht.

In Kaschau und Gyula beginnen am 25ten August die Manöver der gemeinsamen und der Honved-Armee. Das Lager nächst Kaschau beziehen am 15ten August eine Brigade Infanterie, vier Escadronen Cavallerie; eine Brigade Honved kommt am 25. August dahin. In Gyula werden ausschließlich Cavallerie-Manöver der Honveds stattfinden. Wahrscheinlich wird Se. Majestät der Kaiser den Schlussmanövern in Gyula und Kaschau beiwohnen; die Theilnahme des Erzherzogs Joseph wie des Honved-Ministers Szende an denselben ist gewiss.

Der pariser „Moniteur universel“ bringt in seiner Nummer vom 29. v. M. eine officiöse Erklärung, nach welcher das Verhältnis des Marschall-Präsidenten zu seinem Ministerium nichts zu wünschen übrig lassen soll. „Wir können versichern — schreibt das genannte Blatt — daß der Herr Präsident der Republik die offensten und bestimmtesten Erklärungen über seine Absicht gegeben hat, in allen Fragen der allgemeinen Politik einig mit dem Cabinet zu gehen. Der Marschall soll versichert haben, daß seine Gedanken in förmlichem Widerspruch zu den Plänen stehen, welche ihm gewisse Blätter zuschreiben, die ein Interesse daran haben, die Nachricht von solchen zu verbreiten und damit die öffentliche Meinung aufzuregen. Der Präsident hat allerdings den Wunsch ausgesprochen, daß die Abgeordneten bis zum 20. August forttragen und das Budget vor ihrem Auseinandergehen ganz berathen sollten, aber er hat dies in den wohlwollendsten Ausdrücken gethan und ohne die geringste Feindseligkeit gegenüber den Beschlüssen der Kammer zu zeigen.“ — In officiösen französischen Blättern wird die Angabe, daß die Reise des Generals Chanzy nach Paris mit der Befürchtung eines muslimännischen Aufstandes in Algerien zusammenhänge, für unbegründet erklärt.

Das englische Oberhaus hat dem Unterhause in der Orient-Debatte den Rang abgelaufen. Lord Stratheden stellte vorgestern den Antrag, daß „das Haus, besorgt um die Wohlfahrt der verschiedenen dem ottomanischen Reiche unterthänigen Rassen, sowie für eine bessere Handhabung deren Regierung, bereit sei, die Maßregeln zu unterstützen, welche für die Aufrechterhaltung der Verträge vom 30. März und 15. April 1856 notwendig geworden sind.“ Derby widersprach der Resolution, ebenso der Bemerkung: Englands Neutralität sei für die Türken wohlwollend; bezüglich der künftigen Politik Englands, meinte er, dieselbe hänge von den Kriegsergebnissen und der Verständigung mit den Mächten ab; keinesfalls werde England weitergehende Veränderungen auf der Balkanhalbinsel zugeben, als solche unbedingt nöthig seien; auf weitgehende Projecte lasse es sich nicht ein. Die Regierung wünsche nicht Gefahr zu laufen, daß der europäische Friede gestört werde.

Nachdem in der russischen Armee mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der Verwerfung mancher veralteten Systeme in allen Waffengattungen durchgreifende Veränderungen ins Leben gerufen worden sind, ist nunmehr eine Verordnung erschienen, welche die gesamte Festungsartillerie total reorganisiert.

Die „Agence Generale Russe“, ein mitunter officiöses russisches Organ, dementiert kategorisch, daß Ignatieff in Konstantinopel ersetzt werden solle. — Dieselbe meldet weiter, daß die an den Kaukasus angrenzenden ottomanischen Volksstämme den russischen Behörden große Schwierigkeiten schaffen.

Die rumänische Kammer hat die Motion, nach welcher die früheren Minister in Anklagestand zu versetzen sind, beinahe einstimmig inbetracht genommen. Ueber Antrag des Deputierten Jonescu versprach der Minister des Auswärtigen die Vorlage der diplomatischen Correspondenz bezüglich der Neutralität. Die Regierung theilte sodann mit, daß sie mit Einwilligung der Türkei der rumänischen Ambulanz des rothen Kreuzes den Uebertritt nach Serbien gestattete. — Anstelle Filippesco's wurde Jean Cantacuzen zum diplomatischen Agenten Rumäniens in St. Petersburg ernannt.

Die neuesten griechischen Journale „Dera“, „Stoa“, „Neobogos“ u. a. predigen ganz entschieden den Krieg gegen die Türkei und heben die Verdienste der Serben und Montenegriner um die Befreiung von dem Barbarenjoch hervor.

Die letzten Depeschen aus Konstantinopel bestätigen die Vorrückung der türkischen Truppen gegen die Südostgrenze Serbiens. Die eine Colonne soll gegen Derwent, — eine Meile nordöstlich Gramada's im Timokthale — die andere über Pandiralo gegen Knjazevac (Gurgusovac) vorgerückt sein.

Interessant ist die Meldung aus Konstantinopel, daß die Montenegriner bei Antivari geschlagen wurden. Hierüber wie über das siegreiche Vordringen der Türken im oberen Timokthale sind selbstverständlich weitere Nachrichten abzuwarten. Bemerkenswerth bleibt immerhin die gesteigerte Angriffslust der Montenegriner, daß sie es wagten, über den Paß Suturmann das kleine Rastenskiadischen anzugreifen. Ihr Anführer, Djurovic,

scheint von der Niederlage der Türken bei Medun und Podgorica unterrichtet gewesen zu sein.

Der „Agence Havas-Neuter“ zufolge sind 400 Bulgaren, welche in Philippopol eingekerkert waren, freigelassen worden. — Depeschen aus Risch melden, daß die türkischen Truppen die Offensive ergriffen, die Serben zurückdrängten, sich ihrer Verschanzungen bei Derwent bemächtigten und in Serbien in der Richtung auf Gurgusovac einbrangen. Depeschen aus Wididin melden gleichfalls die Ergreifung der Offensive seitens der Türken.

Tagesneuigkeiten.

Das Glas auf der Weltausstellung in Philadelphia.

Ueber die auf der Weltausstellung in Philadelphia zur Exposition gelangten Producte der Glasindustrie berichtet man der „Schles. Ztg.“: Die europäische Glasfabrication erfreut sich nur einer sehr dürftigen Vertretung. Salvati aus Venedig fehlt, statt seiner zeigt Olivieri von dort wenigstens die wundervollen Spiegel mit den fein ausgezogenen Blättern und Arabesken-Einfassungen, die glänzenden Schleif- und Aegornamente, welche die unerreichte Kunst der Venetianer schafft. Hohlglas ist spärlich vertreten.

In diesem hat die Tochterindustrie der Venetianer, die böhmische, der älteren den Rang abgelaufen. Die Böhmen mit Lobmeyer an der Spitze zeigen diesmal, obgleich sie nur wenig von ihrem Besten mitgebracht haben, die Glasfabrication auf der Höhe ihrer Leistungen. Die Kunst ist in den Ateliers von Lobmeyer mit besonderer Vorliebe gepflegt. Die Schalen, Gläser und Flaschen, die er hier der bewundernden Prüfung darbietet, sind in den edlen Formen der besten, stylvollsten Renaissance gebildet, klar, farblos, dünn und dann mit Ornamenten von vollendeter Schönheit bedeckt.

In der Färbung erreichen die Böhmen den reinen Farbenglanz der Edelsteine, in farbigen feinen Luxusgläsern sind sie die einzigen auf der Ausstellung. England wird durch James Green vertreten. In Adel der Formen, in der Kunst des Ornamentierens vermittelst Aegens kommt er den Böhmen lange nicht gleich, dafür gibt die eigenthümliche metallische Mischung seines Materials dem Glase einen funkelnden Glanz, der den Tisch Greens weithin in allen Regenbogenfarben strahlen macht. Deshalb gibt der Fabrikant seinen Gläsern am liebsten einen prismatischen Brillantschliff. Besonders schön werden dadurch seine Kronen, die schon am Tage das Licht in tausend funkelnden Farbenprismen widerstrahlen. Als sein Gerath, die Gläser und Schalen, die Flaschen und Kannen, sind mit Brillantschliff überdeckt, deshalb natürlich etwas schwer, aber, besonders auf einer erleuchteten Tafel, von blendender Wirkung. Frankreichs Glasindustrie fehlt wieder fast gänzlich, die deutsche bringt in Hohlglas gar nichts, nimmt aber mit Stolzberg und der St. Gobain-Compagnie in Mannheim unter den Tafelgläsern den allerersten Rang ein. Spiegel und Tafeln stellt sie haushoch neben einander, schweres dickes Deckglas ebenfalls in enormen Platten, dick und dünn, farbig, matt und geriffelt. Einige Facetten-Spiegel der berühmten St. Gobain-Industrie präsentieren sich als vornehme, werthvolle Leistungen. Ebenso bietet die Collectiv-Ausstellung bayerischer Spiegelgläser nur Ausgezeichnetes. Wenn auch nur sehr schwach vertreten, so weist doch Europa sich mit seiner Glasindustrie vollständig über sein Können auf allen Gebieten aus, es tritt in jeder Specialität mit Leistungen ersten Ranges hervor, die als musterbildig anerkannt werden müssen, wenn sie uns Europäern auch wenig oder gar nichts Neues bieten.

Ganz Amerika kann sich nicht einmal quantitativ neben dieser Glasausstellung behaupten. Seine Glasfabrication erscheint unbedeutend und winzig, wenn wir ihre Vertretung in der Halle für maßgebend halten sollen. Nur einzig in der Sonderart des Brillantschliffs kommen einige der Aussteller den Engländern nahe, so die New-England-Glas-Company, die aber in ihren Formen weit weniger Adel und Geschmack zeigt, und die Washington-Glaswerke, die durch überaus plump construierte Kronen das Auge tranken. Aber wenigstens lassen die prismatischen Schliffe den Metallglanz des Materials gut zur Geltung kommen. Mit den Böhmen oder gar mit den Venetianern kann aber nicht ein einziges Stück der ganzen amerikanischen Ausstellung aufkommen, mit den deutschen Tafelgläsern ebensowenig. Eine Collectiv-Ausstellung der pittoresken Glasbläser liefert nur ordinäre Waare, kunstlos in der Form, unrein in der Farbe; weiter ist an Hohlgläsern wenig zu finden, als nur farbige Flaschen, einfacher, geschmackloser Kram. Das einzige Schlesien leistet unendlich mehr, unendlich Schöneres, als die ganze hier vertretene amerikanische Union. Auch Tafelglas ist nicht viel vorhanden, Röhren, Retorten, Geräthe für Chemiker, Apotheker u. gar nicht. Spiegel finden sich unter den Möbelgruppen zwar vor, doch haben uns die Amerikaner in ihrer eigenen Presse bereits argwöhnisch gemacht durch die Bemerkung, daß auch sehr viele Importeure ausgestellt hätten. Wer solch Spiegelglas wie dieses zu fabricieren versteht, der hätte dessen Ausstellung gewiß nicht den Möbelhändlern überlassen,

sondern dasselbe ohne Rahmen und Füllung den Sachverständigen frei zur Prüfung dargeboten.

Als einzige Arbeit im Betriebe sehen wir bei Walter einen Schleifer, welcher Ränder in dicke kleine venetianische Spiegel schleift. Wenn wir diese Spiegel indessen an den Rändern genauer ansehen, so schimmern sie ganz grün, ein Zeichen von der schlechten Qualität des Materials. Als einzig beachtenswerth fielen mir einige Tafeln „Silberglas“ auf, wie der Fabrikant es mit Recht nennt, denn das Glas hat wirklich silberschimmernden Glanz. Es ist dick, auf der einen Seite mattiert, auf der anderen mit tiefgehöhlten Ornamenten geschmückt, wie es scheint, bereits hineingegossen, die nun klar und blendend hervorscheinen. Das Glas wird zu Fenstern an Dampfschiffen und Eisenbahnwagenthüren verwendet und ist das einzig gute Neue, was diese Abtheilung bietet.

(Eine Photographie des deutschen Kaisers.) Aus Gastein wird das folgende artige Geschichtchen als verthelt mitgetheilt: Das neunjährige Söhnchen des Herrn Rentier F. aus Ohlan erregte die Aufmerksamkeit des deutschen Kaisers nicht allein dadurch, daß er ihm täglich auf der Morgenpromenade ein herzliches, lautes: „Guten Morgen, Majestät!“ zurief, sondern ihm gleichzeitig immer ein Thürchen öffnete. Das veranlaßte den Kaiser, stets einige freundliche Worte mit dem Knaben zu wechseln, und als dieser ihm mittheilte, daß er alsbald Gastein verlassen werde, fragte ihn der Monarch: „Nun, mein Junge, was soll ich dir denn zum Danke für deine Freundlichkeit geben?“ — „Majestät“, antwortete der Knabe, „ich besitze leider nur eine mangelhafte Photographie von Ihnen, erweisen Sie mir die Gnade, mir eine andere gute zu schenken.“ Am nächsten Tag, als der Kaiser wieder auf der Promenade war, ließ er sich von dem Knaben zur Mutter desselben führen, händigte ihr seine Photographie mit der Unterschrift seines Namens ein, reichte ihr die Hand und empfahl sich auf ein herzliches Wiedersehen.

(Eisenbahnwesen.) In der gemeinsamen Directoren-Conferenz der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen, welche am 20. v. M. in Wien abgehalten wurde, kam die Frage der Errichtung von Sanitätszügen zur Verhandlung. Die Eisenbahnen waren bereit, dem Verlangen des gemeinsamen Kriegsministeriums zu entsprechen, und die geforderte Anzahl von Sanitätszügen aus eigenen Mitteln einzurichten, doch gaben die außerhalb der Staatsgarantie stehenden Eisenbahnverwaltungen die Erklärung ab, daß sie für die gegenwärtig geforderte Anschaffung eine Entschädigung nicht beanspruchen, daß sie eine solche aber fordern müßten, falls das Kriegsministerium späterhin auf weiteren Anschaffungen von Sanitätszügen bestehen sollte. Das Ministerium wünscht, daß jede Bahn 5 Pct. ihres Wagenparkes für Sanitätszwecke einrichte, während im gegenwärtigen Momente von sämtlichen österreichisch-ungarischen Eisenbahnen 40 Sanitätszüge mit 600 Waggons adaptiert werden sollen. — Die Frage der Passagierverpackung veranlaßte einen lebhaften Ideenwettbewerb, in welchem besonders hervorgehoben wurde, daß im Sinne der betreffenden Gesetze der verunglückte Passagier selbst nach Erhalt des versicherten Entschädigungsbeitrages vollständig berechtigt wäre, separat Erstattungspräge an die betreffende Bahn zu stellen. Die Frage gelangte zu keiner definitiven Entscheidung.

(Pöbellich irrsinnig geworden.) Der im Hotel zum „Kaiser von Oesterreich“ in Klagenfurt einlogierte Vertreter einer deutsch-böhmischen Firma, Herr Heinrich Pösel, wurde am 30. v. M. plötzlich irrsinnig und mußte in das allgemeine Krankenhaus gebracht werden; der bedauerndwerthe junge Mann — derselbe ist erst 24 Jahre alt — leidet an der fixen Idee, daß er verfolgt werde.

(Wanderhenschen.) Um zu constatieren, in welchen Umfassen die Wanderhenschenrede da, wo sie ihre Brutstätte hat, auftritt, hat ein Gutsbesitzer in der Umgebung von Berlin, dessen Henschen bereits im vergangenen Jahre von dem Ungeziefer heimgesucht worden sind, folgendes Experiment gemacht: Er ließ an einem Abende einen von den Henschen in Angriff genommenen Ackerplan mit Petroleum besprühen. Die Thiere wurden dadurch matt und unfähig zum Springen und Fliegen. Am nächsten Morgen begaben sich sämtliche Dorfleute mit den Schulkindern auf das Feld, um die fast bewegungslosen Thiere einzusammeln und in Säcke zu thun. Diese wurden gewogen, nachdem das Gewicht einer bestimmten Anzahl der Thiere festgestellt worden war. Die Gesamtzahl der sämtlichen eingesammelten Thiere wurde danach als 21 Millionen (?) übersteigend ermittelt.

(In Trensot) wird, wie „Rev. ind.“ meldet, ein Dampfhammer gebaut, der zum Schmieden großer Stahlstücke bestimmt ist und der sich durch seine besondere Größe auszeichnet. Der Hammer nebst Stange wird 60 Tonnen, gleich 60,000 Kilogramm wiegen. Sein totaler Hub wird 5 Meter sein. Den großen Krupp'schen Dampfhammer von 50 Tonnen wird er an Wirkung 2^{mal} übertreffen. Die Herstellungskosten berechnet man auf 2 Millionen Francs.

(Kleine Leiden der Kriegscorrespondenten.) Der belgrader Correspondent des „Tempo“ beklagt die wiederholt geschilderten Leiden, die ein Correspondent vom Kriegsschauplatz, namentlich von Seite der serbischen Polizei und Censur, zu bestehen hat. „Nach hundert Wackungen“, schreibt er, „und wenn man angelobt, auf die serbische Wahrheit Wein und Stein zu schwören, erhält man endlich einen Pöfierschein in eines der Hauptquartiere. Da hat man aber auch etwas Rechtes. Jeder Brief muß, bevor er abgeht, der Controle der Censur unterworfen werden, die von zwei Personen besorgt wird und einfach darin besteht, daß das Gros der Berichte in den Papierkorb wandert. Dagegen sind nun alle Mittel doch vergeblich angewendet worden. Die „Nene Breie Presse“ hat ihren Correspondenten

